



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 187.

Freitag, 13. August

1926.

(12. Fortsetzung.)

Herztod.

Roman von Wilhelm Herbert.

(Nachdruck verboten.)

Ate erhob sich und ging der Stelle zu.
Sie hielt die Kapsel fest in der geschlossenen Hand
in ihrer Tasche.
Als sie näher kam, gewahrte sie gleich den anderen
einen großen, dunklen Gegenstand, der mitten im Fluß
in einen Wirbel geraten war und dort langsam im
Kreise trieb.

„Es ist ein Mensch“, sagte jemand.

„Ein Ertrunkener“, bemerkte ein anderer.

„Vielleicht lebt er doch noch“, rief ein dritter.

„Hilfe! Hilfe!“ schrie wer plötzlich.

Im Eilschritt kamen ein paar Schugleute. Sie brettierten kurz. Dann ließ der eine noch weiter flußabwärts. Dort lag ein breites, stumpfes Boot angeleertet, das dem Flußbaum gehörte. Einige sprangen hinein, machten es los und arbeiteten sich, wenig rudergewandt, gegen den Wellengang auf den dunklen Gegenstand zu. Als sie dem Wirbel näher kamen, drehte er das Boot, wenn er auch den großen, schweren Kahn nicht ganz in seine Kreise ziehen konnte. So kostete es Mühe und Geduld, bis es den Leuten gelang, den geheimnisvollen Körper aus dem Wasser zu holen und in das Boot zu heben. Man sah, wie sie ihn herüberzogen, daß er auf dem Rücken lag. Seine Augen waren weit geöffnet und schienen gegen den Mond gerichtet.

Langsam und zaghaft, immer zurückshauend und doch von unwiderstehlichem Drange näher gezwungen, kam die Tänzerin auf die Gruppe am Ufer zu, hinter der die Gräfin stand.

Jetzt brachte man den Körper an das Land. Ein Arzt, der von einer Versammlung heimging, war zur Stelle. Er konnte nur noch den Tod feststellen. Ate erkannte den Mann, der im Weinhaus bei Sybille gewesen war. Sie wußte jetzt auch, daß ihm die Kapsel gehört hatte, die sie an der Brücke gefunden hatte. Dort war er hineingesprungen. Während sie sich tiefer über die Leiche beugte, fühlte sie einen heißen Atem neben sich und sah mit einem Blicke zur Seite die Tänzerin, die zitternd in das Gesicht des Toten starrte. Den nahmen nun vier Männer auf, um ihn nach der nahen Polizeistation zu tragen. Niemand kannte ihn.

Da kam ein Herr des Weges, der sich vordrängte und einen Augenblick die Leiche betrachtete. „Das?“ sagte er. „Ich wette was, nach der Beschreibung, die über den durchgebrannten Mörder der Baronin Klammek veröffentlicht worden ist, iss's der und kein anderer! Ich bin bei der Zeitung und habe es genau gelesen. Er hat sich selbst gerichtet. Im Wasser wie sie!“

„Selbst gerichtet!“ murmelten mehrere, und ein Schauer ging durch die kleine Versammlung. Es war, als fühlten alle die rauschenden Flügel der geheimnisvollen Nachegöttin.

Bald hatte sich das Häuflein Menschen verlaufen. Ein Teil war den Leichenträgern gefolgt — andere waren ihren Weg weiter gegangen.

Nur Ate stand noch in tiefer Ergriffenheit an der gleichen Stelle. Sie wußte mehr. Denn sie trug ein Pfand der wilden Leidenschaft in der Tasche, die den Unglücklichen ins Wasser getrieben hatte.

Um sie her wie ein kreisender Vogel schlich die Tänzerin, bis sie endlich Mut fachte und näher trat. Sie hatte offenbar die Gräfin bis jetzt nicht erkannt, deren Gestalt sich in einem weiten Mantel barg. „Was mag mit dem gewesen sein?“ murmelte Sybille. Es war, als hätte sie in der Seelenangst, die sie folterte, das unabwelsliche Bedürfnis, mit irgendwem eine Rede anzufnipsen.

Der Mond war aus einem Meer von Wölkchen getreten.

Ate schaute der Fragenden fest ins Gesicht. „Sie wissen alles“, wiederholte sie ihre Worte aus dem Weinhaus.

Da erkannte die Tänzerin Ate und stieß einen halblauten Schrei aus.

„Sind Sie denn der Teufel selbst?“ murmelte sie dann. — Faßt wehmütig schüttelte die Gräfin den Kopf. „Ich habe mich nie menschlicher gefühlt“, sagte sie ernst, „als vor der Leiche dieses Unglücks. Sehen Sie, was er bis zuletzt bei sich getragen hat!“

Sie hatte die geöffnete Kapsel auf der flachen Hand und zeigte sie der Tänzerin.

Diese sah ihr eigenes Bild, zitterte und schlug die Hand vor das Gesicht.

Ate nahm sie am Arm und führte sie nach der Bank, auf der vorher sie selbst allein gesessen hatte.

Endlich nahm die Tänzerin die Hand von den Augen. „Woher haben Sie das?“ fragte sie scheu.

„Ich habe es an dem Brückengeländer gefunden“, sagte Ate, „in der Nähe der Weinstube. Er muß dort in den Bach gesprungen sein und wird es wohl dabei verloren haben.“

„Nein! Nein!“ rief Sybille schnell und heftig.

Dann verstummte sie.

„Woher wissen Sie das?“ fragte die Gräfin mißtrauisch.

Das Mädchen keuchte wie unter einer ungeheuren Last. Ihre Augen waren groß und starr und ihr ganzer Körper zitterte wie vom Fieber geschüttelt.

„Ich weiß gar nichts . . .“ stammelte sie. „Woher soll ich etwas wissen?“ Sie erhob sich dabei und suchte loszukommen. Aber ihre bebenden Beine trugen sie nicht so rasch, als sie weg wollte.

„Hier!“ sagte Ate mit einem forschenden Blick. „Nehmen Sie! Es ist Ihr Bild — sein Vermächtnis für Sie!“

Da streckte Sybille beide Hände steif vor sich und wischte, rückwärts schreitend, gegen den Fluß hin.

„Nein! Nein!“ stieß sie heraus. „Um Gottes willen nicht! Nein! Nein! Ich weiß nichts davon, wie er es verloren hat . . .“

Ate wendete kein Auge von ihr.

Verborg sich da noch mehr, als sie schon wußte und ahnte?

Die Tänzerin blieb knapp an dem hier steiler abfallenden Ufer stehen und ging dann langsam gesenkten Kopfes ohne Gruß stadteinwärts. Sie kam in dieser Nacht nicht zu ihrer Quartierfrau, sondern suchte noch in später Stunde eine Freundin auf und bat, diese möchte

se bei sich behalten, sie habe ihren Schlüssel verloren und wolle ihre fränkische Vermieterin nicht herausläuten. Am anderen Morgen erschien Sybille Terslani vor ihrem Direktor und ersuchte um sofortige Lösung des Engagements. Ihre Mutter sei schwer erkrankt und bedürfe dringendster Pflege. Man ließ sie ungern ziehen, konnte sich aber ihrem inständigen Begehrum um so weniger verschließen, als man ihr anmerkte, daß sie tatsächlich von heftigen Sorgen bedrückt war. Sie sah sehr bleich und angegriffen aus. Noch am gleichen Tage verließ sie die Stadt.

Die Gräfin Sawinten, die nach dem Erlebten keine Lust verspürte, mit ganz fremden Menschen in engen Eisenbahnhäusern zusammenzukommen, ritt vom der Hauptstadt auf ihrem treuen Rappen nach Klammeck zurück und traf dort am späten Nachmittag ein. Auf dem Wege gegen das Schloß hin überholte sie den Baron Rolf, der mit der Bahn gekommen war. Mit knappem Gruß trabte sie an ihm vorüber. Er blieb stehen, schaute ihr nach, schwenkte dann nach dem Dorfe ab, das er durchschritt, und ging zu der Hütte Trullachers hinaus. Dort empfing ihn eine höchst unerwartete Überraschung. Die Tür stand offen. Das alte, morsche Gerümpel war aus den paar engen Stuben geräumt, und emsige Lappen scheuerten die blinden Fenster. Er hörte, daß ihrer zwei drinnen tätig waren.

Als er unter die Tür trat, sah er verblüfft, was hier vorging. Trullachers Witwe arbeitete mit einer ihr sonst nicht eigenen Lebhaftigkeit, und mit ihr segte und punkte in schlichter Kleidung, ein Tuch über die Haare gebunden, Sybille Terslani, die noch gestern abend in Seidengewändern bei rauschender Musik über die Bühne des Großstadtttheaters geflattert war.

Als sie beim Auswinden des Schuerlappens aussah und den Baron erblickte, ging ein heftiges Zittern durch ihren ganzen Körper. Ihre Augen funkelten und sie richtete sich hoch auf.

„Hinaus!“ schrie sie so. „Hinaus!“

„Was unterstehen Sie sich!“ rief Rolf jähzornig. „Wissen Sie nicht mehr, wer ich bin?“

Dann trat sie ganz dicht auf ihn zu und drängte ihn mit der Tür, die sie hinter sich anzog, von der Schwelle auf die zerbrockelten Steinstufen hinaus.

„Ich weiß, wer du bist!“ sagte sie halblaut mit heissem Atem, der ihm sengend ins Gesicht schlug. „Ich weiß es jetzt ganz genau, wer du bist. Du solltest dich scheuen, über diese Schwelle zu treten. Hüte dich, daß ich nicht mehr sage!“

Auf seine blonde Stirn trat kalter Schweiß. Seine Rechte erhob sich mit eingekrallten Fingern, als ob er sie am Halse fassen und würgen wollte. Aber der Schred nahm ihm die Kraft dazu.

„Elende Dirne!“ murmelte er bloß und trat rückwärts mit wankenden Knien die Steinstufen herunter.

Die Tänzerin blieb stehen und ließ ihn nicht aus den Augen, bis er sich — rasch wieder gefaßt — mit einem scheuen, höhnischen Blick weg gewandt und nach dem Dorf hingegangen war.

Dann kehrte sie zu ihrer Schwägerin zurück und reinigte mit dieser die Hütte, als ob dort aller Schmutz und Unrat hinausgetrieben und ein neues, helleres Leben hereingelassen werden sollte.

Von diesem Tage an blieb Sybille Terslani bei der armen Witwe mit den drei Kindern und sorgte für sie. Man sah sie den ganzen Tag arbeiten — in dem dürtigen Gärtnchen, in der Stube, auf dem mageren Felde, in dem kleinen Stall, in dem zwei Ziegen standen.

Sie nähte für die Leute, strickte für sie, schrieb ihnen Briefe und Eingaben und gewann langsam das Vertrauen der Dorfbevölkerung, die sich bisher von ihr scheu in der Ferne gehalten hatte.

Alles, was jenseits des Felsblocks lag, an dem die Hütte lehnte, schien für sie tot zu sein — vor allem das Schloß mit seinen Bewohnern und die weite Welt.

Es war, als wolle sie in unablässiger Arbeit gut machen, was an Trullachers Familie von ihr und anderen gefehlt worden war.

In diesen Wochen erschien auf dem Schlosse ein alter Bauer und meldete sich bei dem Grafen, der eben mit

Rolf und dem Verwalter Bertram beisammen saß, um Gutsangelegenheiten in Ordnung zu bringen.

„Ich bin der Xaver Seitz“, sagte der Mann. „Mit dem Hausnamen heißen sie mich in Gebhartsee „Zum Niedhammer“. Mein Sohn Bartl sitzt in der Stadt, weil sie ihm aufgebunden haben, er sollt mit dabei gewesen sein, wie die junge Baronek erschossen und ertränkt worden ist. Dabei war er nicht; aber sitzen tut er noch alleweil. Derweil hat sich der Mörder selber ins Wasser gestürzt. Nur mein Bartl sitzt und sitzt in alle Ewigkeit, wenn mir nicht der Herr Graf hilft, daß er herauskommt, wo er doch unschuldig ist.“

„Aber da müssen Sie zum Gericht gehen“, sagte Rolf unmutig. „Das ist doch nicht Sache des Herrn Grafen.“

Sein Onkel schien jedoch anderer Meinung.

„Der Mann hat doch nicht so ganz unrecht“, meinte er, „wenn er sich an mich wendet. Ich bin der nächste und letzte Verwandte Hedis, durch deren Tod sein Sohn in Untersuchung geraten ist. Ich möchte dich bitten, daß du dieser Tage einmal in die Stadt fährst und dich bei Gericht erkundigst, wie es mit der Sache von Bartl Seitz steht.“

Der Bauer nickte erfreut und murmelte: „Ja, Herr Graf, ja, das wär' mir schon arg recht.“

Rolf, dem der Auftrag offensichtlich nicht besonders angenehm war, konnte nicht anders als zustimmen.

So entließ man den alten Bauer mit der Erklärung, daß er nächstens weiteres hören solle.

Er ging einigermaßen erleichtert fort und bedankte sich mit treuerziger Schlichtheit.

Rolf hatte verschiedene Gründe, die Sache nicht über den nächsten Tag aufzuschieben, und war bereits zu früher Morgenstunde bei Gericht.

Als Dr. Thomas den Baron sah, stiegen vor ihm alle Erlebnisse im Schloß Klammeck mit neuer Frische auf.

Er betrachtete den Besucher und fand, daß sich dessen Züge noch schärfer herausgearbeitet hatten. Der Baron schien ihm weniger sympathisch als je. Er hörte ihn jedoch ruhig an und wies ihn dann an den Staatsanwalt, dem er die Akten nach dem Tode Trullachers mit der abgeschlossenen Untersuchung vorgelegt habe.

Der Staatsanwalt war ein noch junger, sehr höflicher und erster Mann, der dem Gaste einen Stuhl anbot und dann den ziemlich dickebigen Akt aus einem Nebenzimmer holte.

„Ich habe erst gestern beantragt, den Bauernsohn Bartl Seitz außer Verfolgung zu setzen“, sagte er. „Der Haupttäter ist tot. Andere Spuren haben sich nicht ergeben. Wenn auch die Angaben des Burschen, der noch in Haft ist, nicht eben sehr glaubwürdig sind, läßt sich doch irgendein Zusammenhang mit der Tat jetzt gegen ihn nicht mehr erweisen. Die Sache ist mit dem Selbstmord Trullachers erledigt. Unser Gerechtigkeitsgefühl muß sich damit abfinden, daß der Hauptschuldige sich dem Urme des Gesetzes entzogen und selbst seine Tat mit dem Leben gesühnt hat.“

Baron Rolf nickte steif und fragte: „Also ist die Untersuchung zu Ende, und Seitz wird entlassen werden?“

„Ich denke, in den nächsten Tagen“, antwortete der Staatsanwalt.

Der Besucher stand auf, bedankte sich und ging. Er schien von der Auskunft sehr bestriedigt und ging wesentlich aufgeräumter fort, als er gekommen war.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mond am Tag.

Manchmal steigt ein schmaler, weißer Mond
Unscheinbar am Tageshimmel auf,
Wesenlos und einjam ist sein Lauf,
Von der Sonne tiefer Glut entblont.

Seine tote Scheibe schwebt verloren
In der Bläue, ohne Licht zu schenken,
Seine Seele scheint sich zu verjessen
In die Träume, die noch ungeboren.

Lotte Niedemann.

Die Kunst des Reisens.

"Nur Reisen ist Leben, wie umgekehrt das Leben Reisen ist." Dies Wort Jean Pauls, geprägt in den Zeiten mühseliger Postwagensfahrten und bedächtiger Märkte auf Schusters Rappen, hat wohl in den Tagen des Weltverkehrs erhöhte Gültigkeit. Die Seele des Deutschen ist ja dieselbe geblieben in ihrer Sehnsucht nach der Ferne, gleich, als könnte man die Heimat erst dann so recht von Herzen lieben, wenn man immer wieder unter fremden Landschaften und Menschen ihrer gedacht, sie im Spiegel neuen Wesens erblickt hat.

Reisen ist aber eine Kunst, wie das Leben eine Kunst ist; es bedeutet Einsah der ganzen Persönlichkeit, denn mehr als sonst rächt sich alle Stumperei und Trägheit des Herzens hier, wo in mächtigem Überraschen, in wechselnden Bildern das Wesentliche aufgenommen, erlebt werden will. Wessen Seele auf Reisen nicht groß und frei wird, dem ist nicht mehr zu helfen. Denn was sollte ihn noch aufreihen aus stumpfer Alltäglichkeit, wenn nicht jenes Gewaltigste, was Gott beschwore, daß es werde: Berg und Meer, Wald und Feld, Strom und Ebene, vielfach wandelbar unter den Feuern der Sonne und im Atom des Windes. Und Menschen, ihrer Landschaft gemäß, schwer oder leicht, kreuzend über die Fahrrinne unserer Gewohnheit, auf daß wir lernen, aufzuhören und acht zu geben, ja selbst uns zu fragen, ob unser Lebensgefühl standhalte vor so viel andern Möglichkeiten des Daseins.

Wer sich auf den Weg macht, der reise zugleich in Gegenwart, Zukunft und Vergangenheit. Er mag in Hamburg oder am Rhein neue Gestaltung der Weltwirtschaft spüren, in großen Städten das quellende Leben des allzeit emporstiegenden Augenblicks erfassen und an historischem Ort den Jahraufgang der Kulturkunst nachsinnen. Immer aber wird ein Reisender wach sein müssen, mit den Augen trinkend, was die Wimper hält vom goldenen Überfluss.

Da ist denn die erste Kunst des Reisens: Wirtschaft! Nicht Kraft, Geld und Zeit verschwenden, aber auch nicht einer Reise zu viel abzwingen wollen. Auf eines von zwei Ereignissen verzichten können, damit das andere ein wirkliches Ereignis bleibe. Alles wird man ja doch nie sehen. Nur bereite man jede Reise so vor, daß man wenigstens ungefähr die Höhepunkte kennt, sich seine Kraft für sie aufspart. Nicht am Anfang einer Städterundfahrt in Rothenburg jeden Ziegelstein bewundern und gegen Schlub, überfüllt von Eindrücken, Köln oder Hildesheim nur noch mit einem matten Augenaufschlag grüßen. Ein Sänger, der fortissimo einsetzt, im zweiten Alt aber versagt, ist ebenso wenig ein großer Künstler wie ein Reisender ohne jene bestimmte Technik des Durchhaltens.

Zur Wirtschaft einer Reise gehört aber auch, so äußerlich es erscheinen mag, die Organisation. Wo man auch sei, als erstes laufe man sich einen Fahrplan. Man ist dann nicht auf das Herumfragen angewiesen, kann sich seine Zeit einteilen und erlebt nicht die Enttäuschung, die glänzende Zugs- oder Schiffsverbindung gerade verpaßt zu haben. Fahrplanlesen freilich, das gebe ein Privatissimum für sich.

Oberster Grundsat des Reisetäufers: Sich nicht durch meist nur eingebildete Sorgen den Humor verderben lassen! Es ist in Wirklichkeit fast alles viel einfacher, als man vorher geglaubt hat. Wie bellagenswert sind jene Menschen, die unterwegs dauernd sich und andere beunruhigen mit Fragen: „Glauben Sie, ich erreiche in Bebra den Anschluß noch? Bekommt man in Garmisch wohl ein Zimmer? Ist die Paketkontrolle in Neujansk streng? Sie leben und hören nichts mehr vor Aufregung, die verbören sich in Dämmerkeit. Und doch ist das, worum sie sich ängstigen, so wichtig!

Eine heile Angelegenheit ist das Gepäck. Wer natürlich mit ungezählten Koffern, Schachteln, Plaids, Schirmen, Stöcken auf Reisen geht, der muß damit rechnen, daß diese Dinge ein gut Teil seiner Nervenkraft beanspruchen. Eine schreckliche Furcht vor Dieben, vor unzuverlässigen Beamten und nichtscheinenden Trägern lebt ein, die Reise, die eine Erholung sein sollte, wird zu einer Qual. Muß man denn, wenn man mitten durch Europa reist, sich auszustatten wie zu einer Expedition nach Alaska? Eine vergessene Bahnbüste, ein Kragen, ja selbst ein Hemd kann man überall besorgen. Das Gepäck sei, wenn man nicht in die Sommerfrische reist, so leicht als möglich. Und dann erinnere man sich daran, daß man sich, falls man wandern will, vom Gepäck auch frei machen kann. Überall ist es möglich, dem Koffer an einen bestimmten Ort vorauszuenden, in Deutschland freilich nur als Bahngeschenk.

Eine wesentliche Kunst bedeutet die Nutzung aller amtlichen und privaten Hilfsmittel, vom Reisebüro bis zum Bahntelegramm, vom Speisewagen bis zum Gepäckabzugsdienst. Daß man beispielsweise durch den Draht einen Koffer, der schon dort liegt, wohin man ursprünglich

wollte, nach einer beliebigen Station umleiten kann, die die man sich nachträglich entschlossen hat, ist nicht allen Leuten bekannt, ebenso, daß man einem vorausgereisten Fahrgästen eine Depesche nachsenden kann, die im Zug oder auf dem nächsten großen Bahnhof ausgetauscht wird.

Reisebücher und Reisepläne wird man auch, so weit als möglich, heranziehen. Von großem Wert für Fahrten durch Deutschland ist der bei Velbagen und Klasing erschienene Taschenalmanach für Eisenbahnreisende, in dem man die jeweilige Strecke genau prüfen kann. Man erfährt, welche Gegend oder Stadt bemerkenswert ist und entgeht dadurch dem Missgeschick, etwa in Soest durchzufahren, weil man keine Ahnung hat, daß dies einer der schönsten Orte Deutschlands ist. Wer ein starkes Talent hat, sich zurechtzufinden, wird nach dem Studium eines Planes sich in einer fremden Stadt zielgerichtet bewegen und so viel Anger und Zeit sparen.

Ausgeschrockenen Vogelköpfen mag es mehr als einmal begegnen, daß das Museum geschlossen, der Küster trank oder die Kirche im Neubau ist. Rechtzeitige Erforschung bewahrt auch hier vor manchem Verdruss.

Notwendig ist innere Freiheit und Geistesgegenwart. Man kommt irgendwo an, unchlüssig, was man tun soll. Da steht ein Autobus, ein Schiff; gleich wird es abfahren. Frisch gewagt und eingestiegen. In den meisten Fällen landet man in Paradiesen. Ein paar Fragen vorher genügen, sich über das Ziel zu vergewissern.

So ist das Reisen in mancher Hinsicht erlernbar, nicht zuletzt durch eine starke Selbsterziehung, durch den Willen, sich aufzuschließen. Denn die Welt soll ja in uns strömen — und wenn wir zu eng, zu verstockt dazu sind, dann sparen wir besser Zeit und Geld und bleiben zu Hause. Es gibt Weltreisende dieser Art: die waren überall, aber sie irrgen sich nur von Land zu Land wie einen blinden Spiegel, oder sie schleppen nur ihre Langeweile und Unrat mit sich einher. Ihre Fahrten waren nichts als Aufgeregtheiten und Angste um Zugs- und Schiffsanschlüsse, Sorgen um ein Zimmer, Kampf mit eingebildeten oder selbst herausgeworfenen Widerwärtigkeiten, Furcht vor Dieben und Betrügern. „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erlagen“, auch nicht in rasenden Fahrtläufen um den ganzen Erdball. Dies eine muß man in sich haben, wenn man auf Reisen geht: die große Liebe zu Mensch und Landschaft, die Andacht, die immer bereit ist. Versteht man überdies, die Technik des Reisens zu beherrschten, dann bekommt man mehr und mehr die Kräfte frei für jene Meisterschaft des Erlebens, die uns immer und überall einer reichen Ernte gewiß macht.

Dr. Eugen Roth

Die Nachtigall.

Von Siegfried Jacoby.

Es ist einige Jahre her. Ich will nicht sagen, wie viel. Es tut auch nichts zur Sache.

Wir waren eine Schar von Studenten und Studentinnen, die von einem Kundigen durch den Dahlemers Botanischen Garten geführt wurden. Es war ein berühmter Mann. Er hatte das Pflanzenreich neu geordnet, viele fremde Gewächse in ihrer Heimat besucht und trug die Kunde der Flora im Kopf, wie wir die Kenntnis unseres Haustates. Obgleich sein Vortrag etwas trocken war, eiferte man doch, ihm zuzuhören. Sein großer Verdienst strahlte auch auf die unscheinbare Führung.

Um Störungen möglichst zu vermeiden, wurden wir immer am späten Nachmittag und Abend geführt. In der letzten Stunde waren wir in dem großen Garten die einzigen Gäste.

Das Jahr stand noch in seiner ersten Blüte. Der Mann mit der Glöcke hatte, den Garten durchwandeln, die letzten Besucher fortgeläutet. Wir waren, worauf wir uns freuten, allein. Das Licht des Tages erlosch. Der klare Himmel dämmerte blau, fast gelb. Die frisch gegossenen Pflanzungen handten Kühlung aus. Die Luft war rein. Der Tag verlor seine Sünde, er streckte sich und sammelte Unschuld für den nächsten Morgen.

Der alte Gelehrte ging voran, wir auf schmalen Pfaden hinterdrein. So streiften wir bis zu jener Stelle, bei der der letzte Vortrag abgebrochen war. Wir durchschritten die dunkle Halle des deutschen Waldes, klimmen fröstelnd die steileste Nachbildung der Alpen empor, stiegen nieder und machten vor den „Apenninen“ halt. Die Schar sammelte sich, Jünglinge und Mädchen, in Bügen und Trachten verkleidet, geeint durch Jugend und Lerneifer. Doch im Freien bleibt die Wissenschaft natürlich. Das Beibagen an diesem Unterricht im Grünen war allen aufgeprägt. Die Jünglinge gingen federnden Schrittes. Die Mädchen, hübsch angezogen, sahen lässig umher.

Als alle beisammen waren, breitete der Gelehrte die Blüter der Apenninen aus. Er rief die Pflanzen mit lateinischen Namen: „Potentilla calabra... Ceratium Columnae...“ Man las es zwar auch auf den Täfelchen. Er brauchte aber nicht hinzusehen und benannte auch, was nicht bezeichnet war. Er wies auf das Geäder der Verwandtschaft und soz. wissende Fäden zu Standorten anderer Länder. Er sprach sachlich, ohne Bewunderung zu heischen. Seine Gelehrsamkeit war so tief, daß es dem Neuling, der recht hinuntersah, schauderte.

Plötzlich begann mitten in den Apenninen, drei Schritte vor uns, eine Nachtigall zu schlagen. Sie lag auf dem überragenden Zweig eines Busches. Das Gelbbraun ihres Körperthens stand scharf vor dem lichten Himmel. Der weitgeöffnete Schnabel, die im Gefang sich hebenden Flügelschultern waren zum Staunen deutlich wahrzunehmen.

„Saxifraga cernuicornis...“

Der ernste Führer ließ sich nicht beirren; aber auch die Nachtigall fuhr zu singen fort. Ihr Lied und seine Lehre umwarben die Hörer. Klänge und Worte schlängten sich durcheinander. Das Ohr ließ den Klängen nach und ließ die Worte liegen. Die Melodie siegte.

Ostrea carpiniifolia...“

Die Nachtigall schluchzte, schluchzte, gurrte, gurrte, spann, spann ihr Lied, hold, röhrend, dann wieder laut. Ihr Körper war viel zu klein für die Fülle, die sie spendete.

Cotinus coggiara...“

Was war der schöne Klang? Was will die Nachtigall mit ihrem Lied? Will sie nur sich und die Thürgen erfreuen oder alle Wesen in der Runde? Die Philosophen unter den Hörern vergaßen die Frage. Ihre Herzen öffneten sich. Jeder fühlte, daß auch von den anderen Seelen Hüllen jantten. Man erinnerte sich, daß das Lied der Nachtigall seit Jahrtausenden als Ruf der Sehnsucht und Liebe verstanden wird. Die Hörer stimmten unverlehnbar ein. Sie sandten scheue Blicke zu den Mädchen. Die Mädchen blühten und lauschten geheimnisvoll.

Fraxinus ormus...“

Der alte Gelehrte tat ein paar Schritte, um auf die andere Seite der Apenninen zu gelangen. Er setzte seinen Vortrag fort, die Nachtigall ihr Schluchzen und Rollen. Nicht das Wogen der Menge, nicht das Rauschen der Nedde störte sie. Die Hörer schwankten, ob sie mehr die Vertraulichkeit des Vogels bewundern oder seine Lust dieser schlürfen sollten.

Anemone narcissiflora...“

Plötzlich, wie sie begonnen, verstummte die Nachtigall. Etwas Dunkles flog auf und davon.

Erst jetzt gab der alte Herr zu erkennen, daß auch er die Nachtigall gehört hatte. Er unterbrach seinen Vortrag und sprach gelassen wie ein Weiser, untrüglich wie ein Gelehrter, das Wort — es muß alle enttäuschen, die am Schluss dieses Blättchens einen Wit, eine Rakete oder einen Paukenschlag erwarten — das Wort: „Jetzt ist sie fort.“

Neue Bücher

* Oskar Ollendorff: „Liebe in der Malerei“. Neue Beiträge zur Psychologie der großen Meister. Mit 33 Lichtdrucktafeln. (Dieterische Verlagsbuchhandlung, Leipzig.) Die Frage nach dem Verhältnis der großen Maler des 16. und 17. Jahrhunderts zum Liebesgebiet ist bisher abgesondert, vergleichend und zusammenfassend nie gestellt worden. Für Tizian und Correggio mag der Sachverhalt bekannt scheinen, doch auch bei ihnen sind es ungeklärte, interessante Probleme. Raffaels Persönlichkeit galt es im Liebeswesen gegenüber Tizian und Correggio und gegenüber dem Norden abzugrenzen. In bezug auf Michelangelos Kunst sind die Gorischer bisher seinem Verhältnis zum Liebesgebiet ausgewichen. Holbeins düsterer Sinn nimmt auf dem Liebesgebiet eine überraschende Wendung, für Dürer ergibt sich bisher kaum Beachtetes, und Rembrandt tritt in veränderte Beleuchtung, weil ihn sein ablehnendes Verhältnis zur Leidenschaft mit Holbein und Dürer nahe zusammenführte. Nordisch-germanische Gesinnung und südl. italienische trennen sich scharf voneinander. Rubens weist nach Süden, weil er die Liebe freudig bejaht, doch seine Werke verbindet ihn mit bezeichnenden Merkmalen eines Teiles der nordischen Auffassung. Murillos Liebesgeist in seiner Wertung und im Verhältnis zur Mostil Grecos oder Rembrandts forderte neue Erwägungen. Das Buch hat, wie einst des gleichen Autors „Andacht in der Malerei“, durchaus den Wunsch und die Absicht, sich auch an Laien zu wenden. Feinsinnige Führung zu den Kunstwerken wird das Thre tun, um

auch dieser Arbeit des Verfassers eine teilnehmende, weitere Gemeinde zu sichern. Dem auserwählten Thema und seiner feinsinnig abgetönten Behandlung angemessen ist die prächtige Ausstattung des Buches.

* Karl Hauptmann: „Von Verbrechen und Abenteuern“. Novellen. (Wegweiser-Verlag, Berlin). Es sind packende Lebensskizzen aus den Höhen und Niederungen der Menschheit, die vom Dichter in einer abgerissenen und doch rhymatisch bewegten Sprache gezeichnet werden. Die gepeitschten Sähe, die wie in einem Wettkampf dahinjagen, funkeln von eigenartigen Wortneubildungen. Das heiße Blut verwegener Naturen, die das Leben als ein Spiel mit den höchsten Einsätzen betrachten, läßt epische Breite nicht zu. Trotz der gelegentlich schrullhaften Form darf man Erzählungen wie „Des Kaisers Lieblosende“ oder „Der schwingende Fels von Tanbil“ als kleine expressionistische Meisterwerke bezeichnen. — Im gleichen Verlag erschien Georg Bieber: „Der Weg der deutschen Literatur von den Anfängen bis zu Goethe“. In knapper und klarer Darstellung wird eine Geschichte nicht der Dichtervereinigkeiten, sondern der verschiedenen Quellen und Adern gegeben, die sich zu dem majestätischen Strom der deutschen Literatur vereinen. Biographisches Material ist völlig ausgeschaltet, nur die Werke sprechen in ihren großen Zusammenhängen. Boretzkiß gelang dem Verfasser besonders der Abschnitt über die mittelalterliche Epik und Lyrik, während das klassische Zeitalter etwas zu kurz weggkommt. W. W.

* Hans Richter: „Turmstadt“. Roman. (Verlag Ernst Keils Nachf. Aug. Scherl, G. m. b. H., Leipzig.) „Turmstadt“ ist eine Riesenmetropole irgendwo im kommenden Europa, ein Wunder an Pracht, Größe und technischer Vollendung, Stadt des unerhörtesten Luxus und der härtesten Fron, ein Sammelpunkt alles europäischen Glanzes, ein rast- und friedlos hastender Mechanismus von Millionen schaffender Kräfte. Über diese gigantische Stadt zieht ein Verhängnis herauf. Die Kohle der Welt geht zur Reise; der Tag wird kommen, an dem der Mechanismus stillsteht und das Chaos der Revolution über sie hereinbricht. Meisterhaft ist diese Stadt in der Gewitteratmosphäre der nahenden Katastrophe geschildert. Sie wird lebendig in ihren tausend Menschenleidenschaften, ein unersättliches Tier, das Opfer fordert, ein Vulkanangebirge aus Palästen und Häusern mit unterirdischen Kräften, ein Koloss aus Stahl und Stein, der im Falle alles vernichtet wird. Dann kommt die Tat eines großen Ingenieurs und das grandiose Unternehmen, das Turmstadt die Energien unterirdischer Ballangewässer erschließt. In jahrelanger Arbeit würden Millionen die Erde auf, unter größten Entbehrungen und Verlusten wird das Werk vollendet. Das ist mit szenischer Großzügigkeit, einer Bildfülle und einer Kraft dargestellt, die den großen Entwurf des Romans bis ins Detail mit dramatischem Leben erfüllt.

* Albert: „Hochzeitsreisen“ der mißachteten Wohltäter der Menschheit und ihre Geheimnisse. Band 2. (Verlag von Charles Coleman, Lübeck.) Der 2. Band „Hochzeitsreisen“ bringt wiederum 23 kostliche Plaudereien aus dem Liebesleben der Tiere und enthält eine große Anzahl interessanter Aufnahmen, die zum Teil noch niemals in freier Natur gelungen sind. Die kleinen Episoden aus einem vielbewegten Künstlerleben, die der Verfasser geschickt einzuflechten weiß, geben dem Buch ein reizvolles Gepräge; besonders zu erwähnen ist eine Robinzonade auf einsamer Insel im Adriatischen Meer.

* „Schlachten des Weltkrieges“. (Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg.) Rächt der Marneeschlacht wurde der Kampf um Verdun, bei dem nicht weniger als 50 deutsche Divisionen eingesetzt wurden, am folgenschwersten für den Ausgang des Weltkrieges. In der amtlichen Schriftenfolge des Reichsarchivs „Schlachten des Weltkrieges“ (Frontkämpfer-Standardwerk) wird dieses gigantische Ringen in drei Einzelbänden zur Darstellung kommen. Als Neuerscheinung nennen wir den Band 13 dieser Schriftenfolge: „Die Tragödie von Verdun 1916“, der den Kampf um Verdun bis zur Eroberung des Dorfes Douaumont schildert. Ein weiterer Band wird die Kämpfe „Caillettewald“ und „Fort Vaux“, ein dritter Teilband die Kämpfe um den „Toten Mann“ Höhe 304 und „Fleurus“ behandeln. Als Bearbeiter zeichnet Major a. D. Heymann, Archivrat im Reichsarchiv, und Studienrat Gold. Der 2. und 3. Teil wird noch im Laufe des Jahres 1926 vorliegen. (Vertriebsstelle amtlicher Schriften des Reichsarchivs, München 2, SW. 3, Landwehrstraße 61.) — Als Neuerscheinung ist ferner zu verzeichnen: Band 12 a: „Der Durchbruch am Isonzo“, Teil 1 „Die Schlacht bei Tolmein und Flitsch“. Bearbeiter: General Krafft von Dellmensingen.